Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 2 (1934-1935)
Heft: 10

Artikel: Die Hoffnung der Kirche
Autor: Spörri, Gottlob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758961

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Hoffnung der Kirche

von Gottlob Spörri

I.

In der Weissagung der Bibel treffen wir wiederholt auf das Bild, daß der Himmel sich zusammenrollen werde, wie man eine Buchrolle einrollt. Wir erleben heute, wie das geistige Gewölbe, das man europäische Kultur nennt, das weit über unsern Kontinent hinaus die Völker überspannt, zusammenschrumpft und im Begriff ist, eingerollt zu werden. Wie wird es inmitten dieser geistigen Katastrophe der christlichen Kirche ergehen? Nach der Kirche im besondern zu fragen, haben sich auch diejenigen wieder bequemt, die noch vor kurzem dachten, die kirchliche Entwicklung vollziehe sich günstigstenfalls als eine Funktion der allgemein-kulturellen Entwicklung, aber doch noch eher als lautloses Eingehen einer überalterten Frühform westlicher Kultur. Wir erleben jetzt, daß entscheidende Kämpfe nicht stattfinden zwischen den Universitäten oder gar den literarischen Salons und den revolutionären Mächten, wohl aber zwischen den letztgenannten und der Kirche.

Wir sind wohl alle erstaunt, daß man mit einem nach weltlichen Begriffen so ohnmächtigen Gebilde, wie es die deutschen evangelischen Kirchen sind, nicht rascher fertig wird, nachdem man sie im totalitären Staat als ungehörig empfindet. Aber eigentlich müßten wir nicht so erstaunt sein, wir wenigstens nicht, die wir wissen, daß christliche Kirche mehr ist als ein Einzelfaktor einer Kultur, die wir denken, daß eines Tages die ganze große europäische Kultur nur noch gewertet werden möchte als Nebenprodukt, allerdings relativ kostbares Nebenprodukt, der Kirchengeschichte. Damit sollen keineswegs vorschnell auf Grund der nicht durchaus klaren Erfahrungen der letzten Monate baldige Triumphe der Kirche angesagt werden. Wir halten uns viel mehr an das Bibelwort, «daß das Gericht anfange beim Hause Gottes». Das heißt, daß

Zeiten des Untergangs immer auch Zeiten des Leidens und Sterbens für die christliche Gemeinde sind. Aber indem sie gerade darauf gefaßt sein muß, daß sie in hervorragender Weise, sozusagen als pars pro toto, die Katastrophe dieser Zeit an sich erfahren wird, darf die Kirche zugleich doch auch das andere Wort festhalten: «Sterbende, und siehe, wir leben, Gezüchtigte und doch nicht getötet». Das heißt: die Kirche hat eine Hoffnung, die mitten im Tode nicht erlischt.

Wir werden im Folgenden von dieser Hoffnung reden im Blick auf unsere schweizerische protestantische Kirche, nicht nur deshalb, weil wir hier als in das Nächstliegende den besten Einblick haben, vielmehr auch darum, weil die Möglichkeit besteht, daß die kleine Schweiz wieder einmal als Stützpunkt diene im Kampf des europäischen Protestantismus. Gott liebt es, das Kleine zu gebrauchen. Daß den Protestanten dünkt, im Protestantismus werde der geistige Kampf weniger durchflochten von machtpolitischen Momenten als im Katholizismus, und trete deshalb das eigentliche Wesen der Kirche klarer zutage, darf wohl ohne weitere Auseinandersetzung einfach angemerkt werden.

II.

Die eine Hoffnung der Kirche ist diese, daß sie auf ewigen Grund, nämlich auf das göttliche Wort, gestellt ist. Wem kommt nicht bei jener Weissagung vom Himmelsschwund der Satz Jesu in den Sinn: «Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen»? Das ewige göttliche Wort schwebt nicht als zeitlose Größe, distanziert, über der Geschichte, sondern es ist der Kirche anvertraut, in die Geschichte hineingegeben, um sich je und je als Wort «zur Lage» zu bewähren. Daß gerade heute das Wort Gottes sich als erschütternd gegenwärtig erweist, das macht die Kirche hoffen. Nicht menschliche Vorbedachtheit, sondern die Vorsehung des Herrn der Kirche ist es, wenn in dem Augenblick, da die Kirche in den Kampf genötigt wird, das Schwert, eben das Wort Gottes, frisch geschliffen ihr zur Hand ist. Einer der Führer der Bekenntniskirche in Deutschland hat uns gesagt, man könne sich die heutige Entwicklung der kirchlichen Dinge nicht vorstellen ohne die Anwesenheit Karl Barths in Deutschland nicht erst zur Zeit des Kampfes, sondern in den Jahren vorher. Karl Barth wird selber ein-

verstanden sein: das liegt nicht in seiner Persönlichkeit begründet, die man sich anders wünschen könnte, viel mehr in der von ihm geleisteten theologischen Arbeit. Wer aber will das voraus gewußt haben, daß Studien eines Schweizer Pfarrers über den Römerbrief im Jahre 1918 in der Weise bedeutungsvoll werden würden für die Entscheidungen zwischen Kirche und Staat im deutschen Reich nach 1933, wie es jetzt zutage liegt?

Worin bestand die Zurüstung zum Kampf? Wehrlos wie irgendein vor tausend und Hunderten von Jahren gesprochenes Wort war das Wort der Heiligen Schrift den Menschen in die Hände gegeben. Und die christlichen Denker und Forscher des 18. und 19. Jahrhunderts haben herzhaft, was ihnen preisgegeben war, angefaßt, um es dem Zeitgeist gemäß zu deuten und umzudeuten. Aus der persönlichen Offenbarung der Geheimnisse Gottes wurden Vernunftwahrheiten, die man nur von antiken Irrtümern reinigen mußte. Aus der Heilsgeschichte wurden religionsgeschichtliche Bruchstücke, aus dem Anspruch des Herrn Anweisungen und Beispiele für die moralische Bildung freier Persönlichkeiten. Die Kirche achtete kaum darauf, daß im gleichen Maße, wie sich das Schriftwort im Gebrauch wandelte, sich auch die Kirche selber verwandelte aus dem Volk der Erwählten in ein Sammelbecken für religiöse Erlebnisse, daß sie ihre Ewigkeitsverheißung hingab und eine bloße Zeitgröße wurde mit der ganzen Veränderlichkeit und Hinfälligkeit der Zeitgrößen.

In der Schweiz war es vor allen Hermann Kutter, der Prediger im Neumünster, der in seiner Verkündigung das Wort Gottes wieder einfach Wort Gottes sein ließ, und damit die Erkenntnis vieler seiner Hörer kurzweg umstülpte: nicht mehr war das Bibelwort auch ein Moment der geistigen Entwicklung der Menschheit, sondern alle Entwicklung der abendländischen Welt steht unter der Herrschaft des göttlichen Wortes. Kutter zeigte dies besonders an zwei Entwicklungslinien, nämlich auf philosophischem Gebiet am Idealismus und im politisch-wirtschaftlichen Bereich am Sozialismus. Nun ist auch die Christengemeinde nicht bloß eine mehr oder weniger wichtige geschichtliche Einzelheit, mitbewegt in der Erscheinungen Flucht, vielmehr ist das, was die Christengemeinde zusammenhält, nämlich die Verheißung des Reiches Gottes, zugleich auch der Fluchtpunkt, auf den alle Linien zeitlich-weltlichen Geschehens zustrebend oder wegeilend ausgerichtet sind. Nicht die Weltgeschichte ist das Weltgericht, vor das auch die Bibel und ihre Aus-

wirkungen zitiert sind, um auf ihren Offenbarungsgehalt hin geprüft zu werden, sondern der Christus der Bibel ist der Weltenrichter, und im Für und Wider ihn entwirrt sich erst alles Geschehen in der Welt zu einer sinnvollen Geschichte. Doch gerade indem Kutter das Evangelium als dem geheimen Beweger und Lenker aller lebendigen Bewegung unserer Zeit darzutun sich bemüht, geschieht es auch ihm noch, daß in gefährlicher Vermengung Zeitbedingtes göttlich gepriesen wird.

Hier wird Karl Barth — zunächst von Kutter auf die Bibel als Gottes Wort für heute verwiesen — in die radikalere Entdeckung hineingetrieben: die Bibel ist das «verbum alienum», das fremde Wort, und gerade als solches das göttliche Wort; denn — und das ist der Grundzug aller Barthschen Äußerungen — Gott ist nicht ein Inhalt menschlichen Denkens, Erlebens, Wollens, Gott ist absolut, das heißt Gott ist nicht Mensch und der Mensch nicht Gott; wie sollte Gottes Wort uns anders als fremd vorkommen? Theologie ist nichts anderes als die Bemühung, das fremde Wort Gottes, wie es uns aus der Bibel entgegentönt, möglichst rein zu hören durch alle störenden Geräusche des Zeitgeistes hindurch. Zeitweilig erscheint Barth verrannt und verbohrt, wie er sich in Leidenschaft für diese einseitige Auffassung seines Berufes wehrt und sich ausschließlich diesem «Hören» widmet. Aber als nun im Völkischen eine neue, gegenwartsnahe Offenbarung Gottes proklamiert wird, da ist die Lehre Barths von dem verbum alienum als der allein echten Kundgebung Gottes der Damm, der die christliche Kirche abdichtet gegen die trüben Fluten des modernen Synkretismus.

So geschah die Zurüstung der Gemeinde zum Kampf, daß ihr das Wort Gottes als Gegenwärtiges gegeben wurde, nicht zeitgemäß in dem Sinne, daß es aus dem Zeitgeist geboren wäre, sondern zeitgemäß insofern, als in diesem Wort der ewige, absolute Gott dem Menschen der Gegenwart begegnet. Solche Zurüstung kann nie das Unternehmen eines Einzelnen sein, um den sich die Gemeinde seiner Anhänger schart. Gott zeigt, daß er selber am Werk ist, indem er aus s e i n e r Gemeinde, die nie und nimmer gleichzusetzen ist mit der Anhängerschaft eines Menschen, verschiedene Werkzeuge erweckt, die nebeneinander, aber durchaus nicht in menschlicher Übereinkunft, an der gleichen Sache arbeiten. Indem sich in ihren Aussagen das göttliche Wort verschiedenartig bricht, kommt es gerade so zum Aufmerken auf die Offenbarung, die wohl i n menschlicher

Verkündigung, aber nicht identisch mit der menschlichen Rede da ist.

Neben Karl Barth sind für die Schweiz noch zu nennen: Emil Brunner und Eduard Thurneysen. Während Barth sozusagen die Fahne des Gotteswortes inmitten der Kirche sorgfältig entfaltet und aufpflanzt mit der Getrostheit, daß in diesem Zeichen die Kirche sich gegen die wildesten Anstürme der Welt behaupten wird, wirft Brunner dieses gleiche Feldzeichen da und dort mitten hinein in die dichtesten Knäuel der feindlichen Macht, ganz gewiß, daß in diesem Zeichen die feindlichen Haufen auseinandergesprengt werden. Scheinbar nur vom Moment bestimmt, in Wirklichkeit aber in einer ihm vielleicht selber anfänglich unbewußten, vom Inhalt der Botschaft angeordneten Systematik besetzt Brunner die entscheidenden Punkte in der feindlichen Aufstellung, immer zugleich einen entscheidenden Punkt der biblischen Botschaft aufhellend. In der ersten seiner großen Schriften, «Die Mystik und das Wort», geht es um die Basis der Theologie, das ist das Wort Gottes in der Bibel, und zugleich wird die Erlebnistheologie Schleiermachers als ein Schaden der Kirche angeprangert. Das zweite Hauptwerk, «Der Mittler», befaßt sich mit dem zentralen Inhalt der christlichen Theologie, das ist Christus, und dies geschieht, indem für den Gottmenschen der biblischen Offenbarung der Platz beansprucht wird, der in der Kirche — namentlich durch den Einfluß Ritschls und der Ritschlianer — zur Zeit vielfach ausgefüllt ist von der mit Mitteln der heutigen Geschichtswissenschaft konstruierten historischen Persönlichkeit Jesu. In einem dritten Werk, «Das Gebot und die Ordnungen», ist die Rede vom Leben unter dem Evangelium, und bei dieser Gelegenheit soll die Kirche abgeriegelt werden gegen eine bereits im Schatten von Barths Schrifttheologie nachgewachsene Immanenztheologie — vertreten von einer Front, die von dem Sozialisten Tillich bis zu dem Nationalisten Gogarten reicht — eine Theologie, die innerweltliche Faktoren, losgelöst von der Heiligen Schrift, in ihrem Offenbarungsgehalt zu werten unternimmt.

Persönlich Barth am nächsten stehend, ist Thurneysen eigentlich noch mehr als Brunner Barth gegenüber ein Eigenartiger. Wichtiger als die von ihm veröffentlichte Literatur ist sein Dienst als Pfarrer in der Gemeinde, der sich natürlich der Schilderung entzieht.

Daß der Geist Gottes nicht aufgeht in Buchinhalten und darum nicht identisch ist mit dem «Geist» einer Literaturrichtung, noch

weniger aber gleichzusetzen mit den unmittelbaren Auswirkungen einer Persönlichkeit, und so zu verwechseln mit der seelischen Bewegtheit eines kleinen oder großen Menschenkreises, daß die Gemeinde Gottes keine Lesergemeinde eines großen Schriftstellers und keine Personalgemeinde eines tiefen Seelsorgers ist, daß der Geist Gottes, wohl in all dem wirkend, doch darüber bleibt als der Herr aller, und die Gemeinde wohl in solchen Gruppierungen in Erscheinung treten mag und doch in ihrer Ganzheit und Reinheit die unerkannte, nur Gott bekannte ist, daß wir das wissen, dazu sind, gleichsam als Widerlager und Bogen, ins Gemäuer der Kirche eingebaut so grundverschiedene Männer wie zum Beispiel Barth und Thurneysen, die sich doch — eben wie das Mauerwerk — unlöslich verbunden wissen durch die ewige Gnade des gemeinsamen Herrn.

Um eine bessere Bezeichnung verlegen, hat man gerne gesagt: «Karl Barth und seine Freunde». Sachliche Bezeichnungen wie dialektische Theologie oder Theologie der Krisis, Theologie der Transzendenz gerieten am Wesentlichen vorbei, da dies Wesentliche ja das ganz Einfache war, daß man wieder glaubte an den Gott in der Bibel. Aber die Formulierung «Karl Barth und Freunde» war auch unglücklich, weil sie das Mißverständnis ermöglichte, es handle sich um freundschaftliche Übereinkunft von einigen Theologen. Selbstverständlich wird nun alles stutzig, wenn sich nachträglich an dem Streitgespräch zwischen Barth und Brunner zeigt, daß es mit der Freundschaft gar nicht so weit her ist. Ist man sich darüber klar, daß die Gemeinschaft von jeher in der Hauptsache darin bestand, daß man auf beiden Seiten sich auszurichten versuchte auf das göttliche Wort hin, so braucht man auch nicht erstaunt zu sein, wenn man — sagen wir wieder: auf beiden Seiten — noch nicht dermaßen genau auf den gemeinsamen Treffpunkt eingestellt ist, daß man in gewissen Erörterungen aneinander vorbeitrifft.

Vor etwa zehn Jahren habe ich in dieser Zeitschrift die Vermutung auszusprechen gewagt, Karl Barth werde am Ende allein stehen als Vertreter seiner Theologie. Ich könnte mir jetzt auf meine Voraussicht etwas zugute tun, muß aber vielmehr erklären, daß jene Voraussage aus einer durchaus ungeistlichen Denkweise heraus gemacht wurde, geschult nicht an der Geschichte der Kirche Christi, sondern des Cäsarenreiches. In der Kirche gilt der Satz Calvins: «Es ist um die Kirche geschehen, wo ein einzelner mehr

vermag als alle übrigen zusammen». Weil es aber Gott nicht zuläßt, daß es um seine Kirche geschehen ist, darum wird er auch seinen Dienern die splendid isolation nehmen, sei es, daß er dem Einzelgänger den Glanz raubt, oder daß dieser seine Alleinigkeit aufgibt. Barth hat in einer seiner letzten Predigten daraufhin gewiesen, daß das Wörtlein «allein» in den Evangelien nur Jesus Christus zugeordnet ist.

Was Barth an Brunner rügt, ist die Sorglosigkeit, mit der sich dieser in die Auseinandersetzung mit den glaubensfremden Behauptungen einläßt. Barth vermutet, Brunner könnte gleichsam im Lärm des Gefechtes einmal das Rückzugssignal überhören und vom Lager abgeschnitten werden, das heißt die klare Zustimmung zum Bekenntnis der Gemeinde Christi an entscheidendem Punkte vermissen lassen. Eine solche Gefahr ist nicht schlechthin zu leugnen. Aber gilt nicht für jeden christlichen Lehrer: «Wer meint, er stehe, der sehe zu, daß er nicht falle!»? Man möchte sagen, wohl dem, dem man seine Gefahr so deutlich vorhalten kann, wie man sie Brunner aufzuweisen vermag. Barth findet, das Wort Gottes habe es als Wort G o t t e s gar nicht nötig, daß man sich seinetwegen in solche Diskussionen wirft, wie es Brunner tut. Das mag sein, aber vielleicht ist es die persönliche Not eines Denkers wie Brunner, zu solchen Ringkämpfen immer wieder antreten zu müssen, und wer will drein reden, wenn Gott sich auch einen derartigen Ringkämpfer als seinen Diener gefallen läßt?

Brunner wirft Barth vor, er verbarrikadiere sich gegen die Welt und den natürlichen Menschen in einem der Bibel selber fremden biblizistischen Radikalismus, der der Welt und dem Menschen eine Eigengesetzlichkeit einräumt, wie es die kirchliche Theologie bisher nie getan. Es liegt nahe, daß der Weg zur Klarheit eine erneute Vertiefung in das Wort der Schrift ist.

III.

Nachdem die historisch-philologische Arbeit der vorigen Generationen — um im Bilde zu reden — den Organismus der Offenbarungsurkunde auf seine chemischen Bestandteile analysiert hat, ist es nunmehr die Aufgabe der Bibelwissenschaft, den Ganzheitscharakter dieses Organismus an seinen Einzelheiten nachzuweisen und diese wieder als Offenbarungszeugnisse zu sehen. Wieder nicht

menschliche Berechnung, sondern man möchte sagen: die Geistesgegenwart des Bibelwortes selbst ist es, daß gerade am Alten Testament, dem Teil der Bibel, der heute am meisten angegriffen ist, diese Arbeit energisch eingesetzt hat. Basel hat schon in Bernhard Duhm den leuchtendsten Repräsentanten der vorigen Epoche in der alttestamentlichen Wissenschaft sein eigen nennen dürfen. Basel darf sich rühmen, daß die Vorstöße in die neue Epoche der alttestamentlichen Forschung auch von ihm ausgehen. Und zwar sind es zwei Gelehrte, die ganz unabhängig voneinander das Alte Testament als Buch der besonderen göttlichen Offenbarung, dem Relativismus der bisherigen Wissenschaft trotzend, zu erweisen suchen: Walther Eichrodt und Wilhelm Vischer.[1] Einig sind sie darin, daß die Geschichte von der Erwählung Israels zum Heilsvolk, in dem alle Völker der Erde gesegnet sein sollen, eine wahre Geschichte ist, die ernst zu nehmen ein notwendiges Teilstück des Christusglaubens ist, eine Geschichte, die ihre Aktualität nicht nur nicht durch das Neue Testament verliert, sie vielmehr in diesem erst gewinnt.

Während aber Eichrodt die Ergebnisse der kritischen Forschung zu verwerten sucht und, hinter den Bibeltext zurückgreifend, auf eine Rekonstruktion der historischen Tatsachen seine Darstellung der göttlichen Offenbarung aufzubauen unternimmt, hält sich Vischer kurzweg an den nun einmal vorliegenden Text. Diese Verschiedenheit ist nicht nur methodischer Art, sondern führt letztlich in die Problematik des Satzes: «das Wort ward Fleisch», in welchem Rätsel sich schon die frühchristlichen Theologen derart verfangen haben, daß sie sich gegenseitig vielfach nicht mehr verstehen konnten. Dem eindringenden Verstand immer wieder die letzte Definition versagend, und trotz solcher Problematik den Aufhorchenden autoritativ in Beschlag nehmend, so und nicht anders ist wie am Anfang noch heute das Wort Gottes die Hoffnung der Kirche. Die Kirche hat dieses Wort nie als das Ruhekissen unter sich, sondern immer ist es ihr als ein Feldzeichen voraus, und sie hat es nur, indem sie sich darauf zubewegt.

---

[1] W. Eichrodt: Theologie des Alten Testaments, Bd. I, 1933. J. C. Hinrichssche Buchhandlung, Leipzig.

W. Vischer: Das Christuszeugnis des Alten Testaments, 1. Bd. 1934, Kaiser, München. Das Buch Vischers mag auch vom Laien mit Genuß gelesen werden.

IV.

Das göttliche Wort geht nie ins Allgemeine wie irgendwelche menschliche Lehre, bei der es jedem Einzelnen überlassen bleibt, ob er sich ihrer bedienen will oder nicht. Das göttliche Wort ist immer konkreter Anspruch an jemanden. So ist Gesetz und Weissagung an Israel ergangen, nicht in die Leere des Weltganzen hinaus. Und indem bei der Ausstoßung des Messias die Grenzen Israels gesprengt werden, geht doch das Evangelium nicht als Literatur in die hellenistische Geisteswelt hinaus, sondern als der Bekehrungsruf an bestimmte einzelne. Gottes Wort ist nur da ergangen, wo ein Mensch weiß, daß er eine Antwort schuldig ist.

Theologie ist immer in der Gefahr Literatur zu werden und zu bleiben, ein im Allgemeinen verweilendes Wort. Theologie und Verkündigung sind darum, so eng sie auch aufeinander bezogen sind, nicht ohne weiteres dasselbe.

Das Wort Gottes ergeht wieder an ganz bestimmte Menschen, sie zu stellen in der konkreten Situation ihrer Gottlosigkeit, ihnen auf den Kopf zuzusagen, daß Christus der Heilbringer gerade für ihr persönliches Leben ist, und sie, so wie sie sind, in Beschlag zu nehmen für ein Leben im Gehorsam, das ist das Wesentliche in der sogenannten Oxford-Gruppen-Bewegung. Es ist ein Mißverständnis, wenn man meint, es gehe da in der Hauptsache um eine neue Propagandamethode für das Christentum, oder um moderner Psychologie angepaßte Pflege religiöser Gefühlserlebnisse, oder um eine auf kurze, praktische Formeln gebrachte Ethik, und es bleibt ein Mißverständnis, auch wenn einem diese Meinung aus der Mitte der Bewegung selber entgegengebracht wird. Alle diese Dinge sind — man mag sagen: leider oder glücklicherweise — mit dabei, aber unter diesem allem, quer hindurch, geschieht das Einfache, auf das es allein ankommt: Menschen werden Jünger Jesu. Man wolle aber nicht das Einfache herausschälen aus dem Jetzt, Hier und So dieser eigentümlichen Bewegung, um es für sich auch, aber gewissermaßen rein zu haben. Das Wort Gottes ergeht nie anders als unter der Eigentümlichkeit eines solchen Jetzt, Hier und So. Nur in dieser Einhegung einer räumlich und zeitlich zu datierenden und durch Absonderlichkeiten gesonderten Gelegenheit kommt es zum konkreten Hören des konkreten Anspruches. Anders wandelt sich das Wort immer wieder zum Ideenflug, der über unsern Köpfen dahinbraust.

Gott und Menschen sind einander so inkongruent, daß in ihrem wirklichen Zusammenschluß immer auch das mit dabei ist, was Paulus die Torheit des Kreuzes genannt hat, das, was den griechisch empfindenden Zuschauer als Profanation anmutet, seine innersten ästhetischen Gefühle verletzt. Wir dürfen nicht mit dem Maßstab einer schweizerisch-bürgerlichen Durchschnittsreligiosität oder auch dem eines traditionellen Durchschnittschristentums diese Bewegung messen und uns so an ihren massiven Amerikanismen ärgern. Das könnten ja gerade die Echtheitszeichen sein. Ist nicht Christus auch unter den verächtlichen Zeichen des Judentums in die hellenistische Welt gekommen? Wir haben nur eine Möglichkeit, einer derartigen Bewegung gerecht zu werden. Wir müssen sie am Wort der Schrift prüfen. Und diese Möglichkeit ist uns erst gegeben, wenn wir uns persönlich diesem Maßstab unterstellen.

Es ist nicht verwunderlich, wenn unter dem Auftrieb des Erfolges die menschlichen Anhängsel der Bewegung nun doch eine Wichtigkeit bekommen, daß ihr Lärm das Hören des göttlichen Wortes stört. Dann wird eben die Bewegung ein Leerlauf, wie es deren noch viele gibt in unserer Zeit. Hier scheint nun wieder die Schweiz eine Aufgabe zu erfüllen. Wir hoffen, daß uns keine lokalpatriotische Neigung irreführt, wenn wir feststellen, daß es namentlich die Zürcher Führer sind — wir nennen nur: Theophil Spoerri und Emil Brunner —, die in ihrer Nüchternheit sich gegen Entgleisungen der Gruppenbewegung stemmen, die vielleicht andernorts schon im Gange sind.

Es ist die eine und immer selbe Hoffnung der Kirche, die auch hier aufleuchtet: das Wort des Herrn läuft! Man erspare sich die Mühe, die theologische Arbeit, von der oben die Rede war, und diese Laienbewegung zu einer glatten Synthese zu bringen. Mit Paulus wissen wir: ein Fragment Theologie, ein Fragment Verkündigung in das persönliche Einzeldasein hinein, aber in allem ein und derselbe Herr, der sein Wort zu uns spricht.

V.

Das göttliche Wort richtet sich zwar immer an den Einzelnen, baut aber gerade so immer die Gemeinde. Das heißt: es gibt kein privates Christentum, es gibt kein gelehrtes, literarisches Christen-

tum, es gibt auch kein Bewegungschristentum, es gibt nur die Kirche. Die Kirche hat es gegeben, seit das Wort Gottes gehört worden ist, die Kirche hat nie aufgehört zu existieren, und indem sie das Wort Gottes hat, hat sie die Verheißung der Ewigkeit. Die Kirche kann durch Entscheidungen in historischen Augenblicken aus der Masse der untreuen Knechte herausgelöst und so dermaßen reduziert und umgeformt werden, daß der Historiker von einem neuen Gebilde zu sprechen geneigt ist. Dem Gläubigen ist es die eine, nie erstorbene, sich stetig weiterpflanzende Gemeinde der Gläubigen. Diese Gemeinde ist nicht etwa wie vielleicht die Schar der Kantianer in der Welt eine rein geistige Zusammengehörigkeit, sondern vielmehr eine konkret sichtbare, sich da und da, je und je versammelnde, ordentlich verfaßte Gemeinschaft von solchen, die aus einem Glauben heraus sich zum Herrn der Kirche bekennen. Die Kirche tritt in die Sichtbarkeit als örtliche Gemeinde. So hat sie durch die Jahrtausende existiert, so wird sie bleiben unter allen Wandlungen der Staaten- und Kulturgeschichte bis ans Ende der Zeiten. Für den Gebildeten unserer Zeit ist vielleicht nichts so die enge Pforte, von der Christus sagt, daß sie der Eingang zum Leben sei, wie gerade die Sakramente und die Wortverkündigung in der ordentlichen Gemeinde seines Wohnortes, insofern er sich damit nicht konventionell abfinden darf, sondern sie ganz ernst nehmen und wirklich gebrauchen soll.

Die Jungreformierten um Rudolf Grob in Zürich haben dieses christliche Anliegen zum Motiv ihrer zähen Arbeit gemacht: Erhaltung und Festigung der Gemeinde in klarer Begrenzung durch das Schriftwort gegen falsche Verweltlichung und falsche Verinnerlichung, und die Neubelebung der Gemeinde durch Erneuerung des Glaubensgehorsams gegenüber eben diesem Schriftwort. In gellendem Zeitungsmanifest, wie in verborgener Arbeit von Mann zu Mann suchen sie den Keil des göttlichen Wortes in die Gewissen zu treiben und so Mitarbeiter zu gewinnen, um die ruinenhaften Gemeinden ordentlich wieder aufzumauern.

Aber gerade hier findet der zunächst Unbeteiligte Gründe genug, seine Nichtbeteiligung weiter beizubehalten. Welches ist die echte Gemeinde? Bei dieser Frage sehen wir hinein in die Risse zwischen den Konfessionen, zwischen den Richtungen innerhalb der Konfessionen, in die furchtbar tiefe Kluft, die durch die deutschen evangelischen Kirchen hindurchgeht, und dieser Blick zeigt uns die

Lage der Kirche hoffnungslos. Man versteht die aus menschlichen Überlegungen und historischen Betrachtungen nicht zu rechtfertigende Kühnheit des Satzes: das Wort Gottes ist die Hoffnung der Kirche, erst, wenn man weiß, der Satz wird aufrecht erhalten angesichts der eben angedeuteten Lage. Mitten im religiösen Wirrwarr dieser Zeit gibt es noch die Kirche, die allein hört auf die Stimme ihres Hirten Jesus, und sie hat die Verheißung ewigen Lebens. Mit dem geistigen Gewölbe unserer abendländischen Kultur werden auch zerrissen und eingerollt werden alle kirchlichen Scheingebilde. Aber am Ende, wenn man sagen möchte: nun ist alles dahin, wird es wieder einmal heißen: «Ich habe mir lassen überbleiben siebentausend Mann, die ihre Knie nicht gebeugt haben vor dem Baal».

VI.

Mutet es nicht an wie ein christlicher Übermut, daß trotz der bedenklichen europäischen Situation der Kirche immer noch ein beträchtlicher Teil der geistigen und materiellen Kräfte der Gemeinden hinausgeschickt wird in die heidnischen Länder, daß auch dort Gemeinde werde? «Wir können ohne Übertreibung sagen, daß die Missionsarbeit von außen her auf der ganzen Linie bedroht, erschüttert und in Frage gestellt ist . . . Aber die tiefste Erschütterung der Mission kommt von innen her . . . Die neu erwachte Erkenntnis . . . der Offenbarung Gottes hat auch die Mission . . . zu den innersten Fragen der Selbstprüfung veranlaßt.» [1] Diese Sätze eines Missionsmannes sehen nicht nach Unbekümmertheit aus. Es gibt tatsächlich für ein kritisches Denken keine einzige innerweltliche Begründung mehr, welche die fortgesetzten Anstrengungen der Mission rechtfertigen könnten. Angriffe gegen die Mission von Fernstehenden haben etwas Komisches an sich, da sie gewöhnlich ahnungslos sind in bezug auf die realen Erdstöße, denen das Gebäude der Missionsarbeit gegenwärtig ausgesetzt ist. Wenn diese trotzdem weitergeht, so allein aus der Begründung und der Kraft des göttlichen Wortes heraus, das zugleich Gebot, Verheißung und Inhalt dieses Botendienstes gibt.

---

[1] Karl Hertenstein. Die Mission als theologisches Problem, Furche-Verlag, Berlin 1933, S. 18 f.

Das Leben aus Christus ist das öffentliche Geheimnis unserer Welt, trotz hohen Kirchtürmen, Glockengeläute und Pressedienst immer noch und immer wieder «in Gott verborgen». Für sehende Augen ist es ein «Zeichen», wie die christliche Mission, eines der erstaunlichsten Abenteuer der Menschheit, dem Großteil auch der gebildeten Menschen unbekannt bleibt.

Auch hier hat die schweizerische Kirche voraussichtlich ihre besondere Aufgabe, und wieder ist es eine Schwäche, die in der göttlichen Umkehrung Stärke bedeutet. Die Schweiz ist als Land ohne Kolonien und ohne imperialistische Tendenz vielleicht gegenwärtig und in der nächsten Zukunft der Ort, von dem aus die Sendung christlicher Boten am glaubwürdigsten erfolgt.

VII.

So fragwürdig uns heute schon Nietzsches Entwurf des Übermenschen — dieser barbarische Traum unserer Großmannssucht — geworden ist, vielleicht gerade weil die blonden Heroen aus dem Buch ins Leben getreten sind, so furchtbar wahr bleibt seine Zeichnung des letzten Menschen. Nietzsche trifft sich darin mit der biblischen Enderwartung, daß die Geschichte nicht einlinig, sondern doppelendig ausgeht. Die Hoffnung der Kirche ist nicht Allerweltshoffnung. Die Kirche hat nicht mehr als die Verheißung, hindurchgerettet zu werden wie die Arche durch die große Flut. Wie die Insassen der Arche nur durch den Bretterboden getrennt von der Tiefe, sind die Menschen in der Kirche nur durch das Wort Gottes getragen über dem Abgrund des Weltgerichtes.

Wenn wir uns erlaubten, auf eine besondere kirchengeschichtliche Verantwortung der Schweiz in der Gegenwart hinzuweisen, so möchten wir, auch wenn man uns zustimmt, daß wir die historische Lage richtig sehen, das nicht als an und für sich gültig behauptet haben. Der historische Augenblick kann genützt oder versäumt werden. Die Entscheidung darüber liegt zunächst — ist es bei Entscheidungen nicht immer so? — in einer ganz kleinen, aus einem gewissen Abstand vielleicht schon nicht mehr bemerkbaren Wendung: entweder horchen wir auf das Wort Gottes in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments, oder wir leben daran vorbei.